„LASST UNS MAL RAN"

SPIEGEL-Interview mit dem Rock-Komponisten Pete Townshend

Mit dem Popmusik-Quartett „The Who" und 38 riesigen Verstärker-Boxen führte Pete Townshend, 25, Anfang dieses Jahres eine instrumentale Version seiner Rock-Oper „Tommy" (SPIEGEL 34/1969) in mehreren europäischen Opernhäusern auf. „Die Zeit" nannte „Tommy" „eines der wichtigsten Werke der zeitgenössischen Musik".

SPIEGEL: Im Londoner Coliseum Opera House sagten Sie dem Publikum: „Oper ist ja ganz schön, aber wir sind besser. Jetzt laßt uns mal ran."

TOWNSHEND: Das sollte natürlich nicht heißen, daß wir Wagner und Verdi ablösen wollen. „Tommy" ist ja keine Oper im klassischen Sinne, die von Sängern in Perücken und Pluderhosen aufgeführt wird, sondern ein Song-Zyklus mit einem Handlungsablauf — also eine Oper nur nach den Maßstäben des Rock'n'Roll.

SPIEGEL: Sie haben gesagt: „Jetzt übernehmen wir die Führung ..."

TOWNSHEND: ... beim jungen Publikum, das uns genauso intensiv und urteilsfähig zuhört wie die Alten ihren Baßbuffos und Tenören.

SPIEGEL: Bis vor kurzem wurde Rock in Kellern und Tanzhallen gespielt, jetzt gehen Sie in die Opernhäuser. Was hat sich geändert: die Zuhörer oder die Musik?

TOWNSHEND: Natürlich kann man zum Rock auch tanzen; aber wir wollen, daß man uns zuhört. Das kann man im Theater besser als im Beatschuppen, und damit wird auch das Publikum verändert. Es paßt sich der Umgebung an und klebt schließlich den Kaugummi nicht mehr unter den Sitz.

SPIEGEL: Wie reagierte das Publikum in der Oper auf Ihre Musik?

TOWNSHEND: Älteren Leuten und auch manchen jungen ist sie zu laut. Aber wir spielen besser, wenn ein mächtiges Lautsprecher-Dröhnen uns vorwärtstreibt. Außerdem macht der Lärm aus Musikern und Zuhörern eine Einheit: Beide vibrieren auf die gleiche Art.

SPIEGEL: Demnach wird Rock anders rezipiert als herkömmliche Musik?

TOWNSHEND: Das Rock-Publikum ist viel stärker engagiert. Jeder Beatmusiker versucht, nicht nur sich selber, sondern auch die Empfindungen seiner Zuhörer auszudrücken. Sein Spiel wird immer ein Spiegel des augenblicklichen Geschehens sein.

SPIEGEL: Sie verwenden dabei elektronische Klänge — genauso wie die sogenannten E-Musiker.



Komponist **Townshend** (r.), Band **„The Who"**: Nicht in Pluderhosen

TOWNSHEND: Es gibt gewisse Parallelen, aber unsere Musik hat eine viel größere gesellschaftliche Kraft. Junge Leute erwarten heute Musik, die von einem starken Rhythmus getragen wird.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß andere Popgruppen Ihrem Beispiel folgen und mit Rock-Konzerten in die Opernhäuser gehen werden?

TOWNSHEND: Ganz ohne Frage. „Tommy" hat viele Rock-Komponisten angeregt. Zum Glück hatten wir Erfolg, sonst hätten wir einen ungeheuer anmaßenden Eindruck gemacht. Ein großer Teil der Musikindustrie widersetzt sich freilich jedem Fortschritt. Diese Leute fürchten, daß die Popmusik ihrer Kontrolle entgleitet, wenn sie mehr wird als bloße Unterhaltung.

SPIEGEL: Wie werden Ihrer Meinung nach Musikologen in 100 Jahren die Rock-Musik einschätzen?

TOWNSHEND: Ich bin nur an der Gegenwart interessiert.

auftritt, lobte beispielsweise der Surrealist Salvador Dali: „Er macht das gleiche in der Musik wie ich in der bildenden Kunst."

Autoren wie Handke, Rühmkorf und Chotjewitz sagen „als Disc-Jockeys" in Funkprogrammen Beatplatten an; und im US-Fernsehen beschwor Leonard Bernstein die amerikanischen Familienväter, „den Lärm und die kühlen Texte" der Pop-Rebellen ernst zu nehmen. Bernstein: „Wenn wir ihnen zuhören, können wir vielleicht etwas über unsere Zukunft lernen."

Doch mit dieser Wertschätzung des progressiven Rock sind die Intellektuellen in der Erwachsenenwelt ziemlich allein. Zwar gilt es als schick, sich im Hippie-Musical „Hair" ein Hasch-Wölkchen um die Nase wehen zu lassen und bei Partys auch mal nach Beatles-Rhythmen zu tanzen, zwar steht „Sergeant Pepper" im Plattenschrank schon vielfach neben Smetanas „Moldau" und Mozarts „Kleiner Nachtmusik" — wenn aber die „affenhaarigen, ungewaschenen Beatmusiker" (so Udo Jürgens) einmal am Feierabend auf dem Bildschirm erscheinen, schalten die meisten erwachsenen Bürger ab.

„Nach jeder Beatband im Fernsehprogramm", klagt WDR-Unterhaltungschef Hannes Hoff, „kommt mit der Zuschauerpost der Ruf nach der NPD" (siehe Kasten Seite 119). Auf das erste WDR-Pop-Programm („Showpäng**gggg**") nach dem SPD-Wahlerfolg im letzten Herbst reagierten Fernseher: „Ist das nun die neue Sozi-Kultur?"

Wo immer sich langmähnige Popmusiker blicken lassen, werden sie beschimpft, beleidigt, verfemt: Hotels — wie der „Reichshof" in Hamburg — verweigern ihnen die reservierten Zimmer; Kommunalbeamte — wie der Bielefelder Oberstadtdirektor Heinz-Robert Kuhn — verschließen ihnen die Konzerthallen; Ordnungshüter prügeln in ihren Konzerten — wie im Münchner Circus Krone — beim kleinsten Tumult auf die Zuhörer ein.

Außerdem werden Musiker und Fans bei vielen Beatveranstaltungen vom Finanzamt geschröpft. Schlagerkonzerte von Hildegard Knef, Karel Gott und Roy Black gelten zahlreichen Länderbehörden als „künstlerisch hochstehend" und sind damit von der Vergnügungssteuer befreit. Wer dagegen eine Eintrittskarte für die „Rolling Stones" kauft, kann von den Finanzbehörden mit 20 Prozent Aufpreis bestraft werden: Die alte Generation erhebt ihren Kunstverstand zur Norm, und wer nicht hineinpaßt, muß zahlen.

Wirklich, ins herkömmliche Moralkonzept passen die Maskeraden der Rock-Bands, ihr Sex- und Drogen-Kult, ihre bisweilen anarchistischen oder obszönen Songtexte nicht hinein.

„Wir sind", brüsten sich die fünf Musiker von der kalifornischen Band „Alice Cooper", die geschminkt und in Mädchenkleidern auftreten, „ein Endprodukt der Wohlstandsgesellschaft. Wir zeigen den Leuten, wohin es mit ihnen gekommen ist."

Auf einer englischen Beatplatte wird Jesus Christus als „Superstar" be-